Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 40

Artikel: Als 1868 Krieg in Abessinien war...
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755476

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die kleine Stadt Zula an der gleichnamigen Bucht des Roten Meeres, heute zu Italienisch-Eritrea gehörend, war der Landungsplatz des englischen Expeditionskorps unter General Napier. 12 000 Mann, eine riesige Menge Kriegsmaterial aller Art und eine Anzahl Arbeitselefanten, die Napier aus Indien mitgebracht hatte, wurden hier gelandet und traten von dieser Basis aus den Vormarsch ins Innere nach Magdala an. Gleich wie das die Italiener heute in Massaua taten, mußten die Engländer den Hafen Zula für die Aufnahme von so ungewöhnlich großen Kriegtransporten ausbauen und einrichten. Wir sehen auf dem Bilde neben den Kranen auch Elefanten bei der Arbeit. Das Gebäude rechts ist eine Destillieranlage zur Gewinnung von Trinkwasser.

Als 1868 Krieg in Abessinien war...

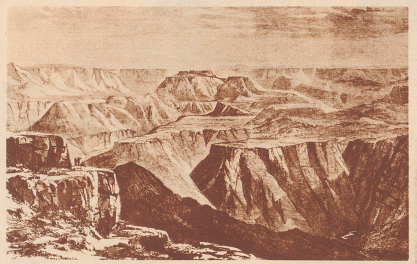
Die Expedition des englischen Generals Napier gegen König Theodor II.

Theodor II., 1855-1868 Herrscher von Abessinien. Er ist der Begründer der abessinischen Wehrmacht, die nach ihm von Menelik und Haile Selassie weiter ausgebaut und modernisiert wurde. Theodor II. besaß ein für die damalige Zeit und Verhältnisse gut organisiertes Heer von 150 000 Mann. Seine Niederlage bei Magdala ist nicht strategischer Unwissenheit, sondern der Uneinigkeit unter den Stammesfürsten und der Unzufriedenheit der Stadtbewohner zuzuschreiben.

Der christliche Eingeborenenstaat Abessinien ist das einzige Gebiet Afrikas, vor dem bis heute die Kolonisationsmacht Europas haltgemacht hat. Das will nicht heißen, daß dieses wenig zugängliche, fruchtbare Hochland in Ostafrika etwa nicht von Zeit zu Zeit das Interesse europäischer Mächte erregt hätte. Wiederholt war Abessinien im vergangenen Jahrhundert der Schauplatz von wilden Auseinandersetzungen, in deren Verlauf es seine Unabhängigkeit mit blutigen Kämpfen verteidigen mußte. Die schwere italienische Niederlage von Adua im Jahre 1896 ist einem großen Teil der Menschen von heute noch lebhaft gegenwärtig. Es war der letzte große Waffengang auf äthiopischem Territorium. 28 Jahre früher (1868) focht England einen Strauß mit Abessinien aus, der allerdings mit einer Niederlage der eingeborenen Armee und mit dem Tode des Königs Theodor II. endete. Veranlassung und Vorgeschichte dieser Auseinandersetzung waren sonderbar, nämlich: König Theodor II. von Abessinien, der sich viel auf seine angebliche Abstammung von Salomo und der Königin von Saba einbildete, äußerte den Wunsch, die Königin Viktoria von England zu heiraten. Ob der äthiopische Herrscher der Königin einen formellen Heiratsantrag machte, wird wohl kaum je festgestellt werden können, aber es ist sicher, daß seine Pläne zu Mißverständnissen führten. Theodor II. fühlte sich schwer beleidigt, weil Viktoria nicht auf seine Absichten einging und ließ in der Folge alle britischen Untertanen, deren er habhaft werden konnte, verhaften. Die Gefangenen wurden in dem Felsennest Magdala interniert. Unter ihnen befanden sich Kaufleute, Lehrer, Missionare und der Konsul Cameron, der nach dem Sudan unterwegs war. In England erregte das Schicksal der Gefangenen große Besorgnis. Die Regierung schickte eine Sondergesandtschaft an den Negus, die ihre Freilassung erwirken sollte. Aber Theodor II., der von der fixen Idee besessen war, England wolle ihn beleidigen, warf auch diese Unterhändler ins Gefängnis. Da schickte die englische Regierung ein Ultimatum an den Negus, in dem unter Kriegsandrohung die Freilassung der Gefangenen gefordert wurde. Es kam anscheinend niemals in die Hände Theodors, wenigstens wurde es niemals beantwortet. So rüstete England zum Kriege und ernannte Sir Robert Napier, damals Gouverneur von Bombay, zum Oberbefehlshaber der Strafexpedition. Generalleutnant Napier war der richtige Mann für diesen Feldzug. Er hatte in vielen indischen Aufständen, so in der berühmten Sepoy-Revolte von 1857 und im Chinakrieg 1860 als kluger Führer sich bewährt. Napier traf mit seinem Expeditionskorps im April 1868 vor Magdala ein, ohne einen Mann verloren zu haben. Das ist wesentlich, denn zu dieser Zeit war Abessinien noch vollkommen unberührt — die britischen, italienischen und französischen Besitzungen an der Küste stammen aus späteren Jahren — und der 400 Meilen weite Weg ins unbekannte afrikanische Hochland hinein war äußerst beschwerlich; jeder Schritt der Truppe war ein Schritt ins Ungewisse. Vor den Toren der befestigten Stadt Magdala kam es zur Schlacht. Die Soldaten Theodors II. leisteten nur schwachen Widerstand und wurden in die Flucht geschlagen. Napier hatte damit gerechnet, daß er von Anfang an die Unterstützung vieler Häuptlinge, die gegen Theodor wegen seiner Grausamkeit und seiner Eroberungssucht erbittert waren, für sich haben würde.

Wassertanks im Lager des Expeditionsheeres in Zula. Pferde, Kühe, Elefanten und Kamele kommen hier zur Tränke. General Napier lag mit seiner Truppe einige Wochen in Zula. Auch er war gezwungen, hier das Ende der Regenzeit abzuwarten, ehe er seinen Vormarsch antreten konnte.

Der Sturm auf die Stadt Magdala am 13. April 1868. Die Stadt lag auf der Höhe und war stark befestigt. Dennoch konnte Napier die Einnahme fast ohne Menschenverluste durchführen. Nur dank der freundlichen Gesinnung der abessinischen Bewohner, die mit ihrem Beherrscher und Bedrücker Theodor sich entzweit hatten. Nach der Einnahme wurde die Stadt verbrannt. Theodor II. verübte Selbstmord, bevor er gefangengenommen werden konnte.



«Blick von der Dalanta-Ebene auf die befestigte Stadt Magdala. Magdala liegt auf dem höchsten Plateau im Hintergrund. Das Bild gibt einen Begriff von der sonderbaren Bodenbeschaffenheit des Landes. Das von Schluchten zernagte Tafelland bietet auch heute den denkbar besten Schutz gegen Eindringlinge. «Es ist ein wildes Land, das sich selbst verteidigt», hat vor kurzem ein gründlicher Kenner Abessiniens geschrieben.

Unten:

Die Elefanten, die Napier aus Indien mitbrachte, bildeten einen Hauptbestandteil seines Heeres. Die Artillerie wurde ausschließlich auf Elefanten transportiert. Das Bild zeigt die Verladung eines Mörsers auf einen Elefanten.

(Fortsetzung Seite 1244)

geschlagen liegen. Es stammte aus meinem Bücherschrank, aber ich wußte genau, daß ich am Morgen keine Zeit zum Lesen gehabt hatte.

Freunde hatten mich im Auto abgeholt, wir hatten zusammen die Tour sehen wollen und hatten sie auch gesehen. Im Kemptaler Stich. Alles hatte ich gesehen. Den Deutschen Brandenburger, die Jagd der Schweizer, Eigenmann und Georges Dewalter, den Sieger. Auch den weißen La Salle hatte ich gesehen und stillschweigend angenommen, alles sei in schönster Ordnung.

Er hatte mich nicht weiter beschäftigt, ich war viel zu begeistert von der «großen Sache» und zutiefst befriedigt über den schönen, sportlichen Ausgang. So geht es — Begeisterung läßt einen alles vergessen.

Nun wurde ich aber unruhig, denn das Buch auf meinem Schreibtisch war ein beunruhigendes Buch, und die beunruhigendste Stelle darin war aufgeschlagen und angestrichen worden.

Es war «Der grüne Hut» von Michael Arlen.

Jemand hatte mich also besuchen wollen, und gewiß war es jemand Vertrauenswürdiges gewesen, sonst hätte meine Haushälterin, die treue Seele, ihm bestimmt die Tür gewiesen.

«Nehmt euch vor Träumen in acht», las ich.

«Horcht nie auf, wenn die Wolken über eure Köpfe ziehen», wurde ich ermahnt. Und dann schickte der Dichter seinen Befehlen noch eine Erklärung hinterdrein.

«Damit ihr nicht unter die Walze kommt!»

Jetzt wußte ich, wer mich besuchen wollte.

Fiore. Aber was hatte sie gewollt? Was wollte sie mir mit diesen Sätzen Arlens sagen? Warum hatte sie sie unterstrichen?

Es bedrückte mich, daß sie mich verfehlt hatte.

Ich wußte ja nicht einmal, wo ich sie erreichen konnte.

Da läutete das Telephon.

Sollte Fiore . . .?

«Einundzwanzig-acht-zweiundvierzig», sagte ich und war sicher, Fiore werde mir antworten.

Sie war es aber nicht.

Eine Männerstimme, die mir «telephonisch» jedenfalls nicht bekannt war, nannte meinen Namen. Ich verstand schlecht, am anderen Ende der Leitung war die Hölle los.

«Ich verstehe nicht», brüllte ich ganz überflüssigerweise, «wer spricht denn dort? Ja, ich bin selbst am Apparat . . . wer? . . . Fiore Landolt . . . nein, die ist nicht hier . . . Sie sind's, Dewalter? Was ist denn los?»

Unmöglich, sich mit ihm zu verständigen.

Offenbar telephonierte er direkt aus der Hölle.

«Wo sind Sie denn?» schrie ich.

«Auf dem Bahnhof . . .», klang es zurück, und nun hatte ich wenigstens eine Erklärung für den höllischen Radau.

Was, zum Teufel, wollte Georges Dewalter auf dem Bahnhof?

Warum bat er mich, zu kommen?

Ich ging hin und begleitete ihn an den Pariser Nachtschnellzug. Wir hatten nur zwei Minuten Zeit, dann fuhr der Zug ab. Viel konnte ich in diesen zwei Minuten nicht begreifen, und ich kann auch nicht mehr genau alles wiedergeben, was Georges Dewalter sagte.

Eigentlich hatte er erwartet, Fiore werde bei mir sein, wenigstens hatte er es gehofft. Was er sich aber davon versprach, wenn sie schon bei mir gewesen wäre, weiß ich auch nicht. Denn er hatte den Entschluß gefaßt, noch in dieser Nacht zu reisen.

Er versicherte es mir wenigstens immer wieder, es war ihm auch ernst damit, denn schließlich stieg er ja in den Zug und schaute dann neben einer ganz hübschen, aber zu dicken und leicht ordinären Person zum Fenster heraus, die unentwegt auf den dicken Paul einredete, der nicht mitkam.

Er sah gleichzeitig kindlich verzweifelt und männlich entschlossen aus und es frappierte mich, daß das Frauenzimmer sich absolut nicht um ihn kümmerte. Bis zur Abfahrt wußte ich aber nicht einmal, wer sie war. Dann freilich klärte Paul mich auf.

«Zut alors», sagte er, «ça, c'est Adeline!»

«Habe nie von ihr gehört», sagte ich verdutzt, «wer ist Adeline?»

Ja, wer war Adeline?

«Sa femme», sagte Paul und seine Stimme grollte wie ein heraufziehendes Gewitter, «sa femme, Monsieur!»

Ich muß Paul in diesem Augenblick unsagbar dämlich vorgekommen sein.

«Seine Frau», stotterte ich, «sagten Sie, seine Frau?»

Ja, das hatte er gesagt, und ich hatte mich damit abzufinden. Georges Dewalter war verheiratet.

Mit Adeline.

*

Wer will es verargen, daß ich wie vor den Kopf geschlagen war, daß ich überhaupt nichts mehr begriff?

Georges und Adeline und die ganze Tour de Suisse verschwanden, als ob sie in die Versenkung gestürzt seien, und die Bühne blieb leer und dunkel.

Ich hörte Fiores Stimme, klagend wie Käuzchenruf:

«Nehmt euch vor Träumen in acht . . .»

Aber das war eine Gespensterstimme.

Fiore war ja nicht da und ich wußte nicht einmal, wo ich sie erreichen konnte. Ich hoffte, sie werde den Weg zu mir finden, und als ich endlich zu Bett ging, ließ ich das Licht brennen, damit sie wisse, daß ich daheim sei.

Nach ein paar Tagen war sie aber immer noch nicht erschienen und da kam mir der Einfall, sie durch ihren Verleger aufzutreiben.

«Fräulein Landolt ist zurückgekommen», sagte man mir, «wollen Sie ihre Telephonnummer?»

So kam es, daß ich Zutritt zu dem alten Haus an der Seestraße Zürich-Rapperswil fand. Fiore hatte mich eingeladen, sie zu besuchen, gleich beim ersten Anruf.

«Komm' zum Tee», hatte sie gesagt, und ich war gekommen und wir hatten zusammen Tee getrunken. In einem winzigen, altmodischen Gärtchen am See. Das gehörte zu dem alten Haus über der Straße, und in seinen kleinen Beeten blühten unbekümmert um den Lärm der Zeit kleine Herbstastern und Zinnien, und ein standhafter Rittersporn prunkte als die blaue Blume der altväterischen Romantik.

Schon beim ersten Wiedersehen merkte ich, das Mädchen im weißen La Salle gab es nicht mehr. Fiore hatte sich wesentlich verändert. Den weißen La Salle gab's natürlich immer noch, sie fuhr damit auch fleißig durch die Gegend, aber der Wagen war nicht mehr das entscheidende Attribut.

Sie war mit der Uebersetzung der Reisebücher ihres toten Freundes Paul Bordeau beschäftigt und kramte allerhand Memoiren an den großen Journalisten aus. Außerdem hatte sie den Auftrag eines Verlegers angenommen, einen neuartigen Schweizerführer herauszugeben. So sprachen wir von Tod und Teufel und das Thema Tour de Suisse war für mich tabu, bis sie selbst eines Tages davon anfing.

Allmählich, ganz allmählich, kam dann heraus, wie für sie das Ende ihrer Geschichte mit Georges Dewalter aussah. An einem grauen Tag, an einem jener niederträchtigen Spätherbsttage, wo man einfach nicht weiß, was man unternehmen soll und ein Garn zu spinnen anfängt, servierte sie mir das Hauptstück.

«Es war nicht gerade erfreulich», sagte sie, «es war sogar einfach scheußlich. Wir haben uns nicht einmal Adieu gesagt. Irgendeine obskure Frau tauchte auf und dann wurde ich buchstäblich an die Luft gesetzt. Er ließ mich unten im Vestibül seines Hotels warten. Das schon war mehr als peinlich, und als er dann kam, brachte ich kein vernünftiges Wort aus ihm heraus. Schließlich kam ich selbst auf die Idee, die Person müsse seine Frau sein . . . na, ich ging einfach auf und davon.»

«Weißt du, daß Dewalter dich noch sprechen wollte? Ich habe ihn gesehen!»

«Du hast ihn gesehen? Das . . . das ist doch nicht zu glauben . . .»

«Hm, er rief an. Direkt aus der Hölle, wie mir schien», sagte ich mit einem Versuch, heiter zu scheinen, «und da ging ich eben hin . . .»

Sie brach das Gespräch ab und bat mich, mit ihr in der Stadt zu essen. Es war ihr anscheinend unmöglich, von diesen Dingen in dem alten Haus an der Seestraße zu sprechen.

Nun interviewte sie mich aber förmlich über meine Begegnung mit Dewalter, und ich sagte ihr das wenige, was da zu sagen war.

Von Paul hatte ich erfahren, daß Georges noch im Laufe des Nachmittages ein Engagement für irgendein Bahnrennen in Lille zustandegebracht hatte. Hals über Kopf war das gegangen. In Lille war man sehr erfreut gewesen. Paul mußte also für ihn die letzten Formalitäten erledigen und vor allem «des Siegers Lohn» einkassieren. Offenbar war Georges sehr viel daran gelegen, Adeline sofort aus Zürch verschwinden zu lassen.

Endlich schien Fiore befriedigt zu sein.

«Ach ja», sagte sie, «mir ist eigentlich meine Tour de Suisse recht gut bekommen. Wie du siehst, arbeite ich. Findest du mich nun genügend nützlich?»

«Genügend», bekannte ich ehrlich, «fast zu nützlich.»

«Ein happy end», sagte sie lächelnd, «ein ausgezeichnetes happy end. Heimkehr des letzten Schweizers aus dem Fremdendienst. Tiefe Rührung angesichts der Heimatberge. Selbstbesinnung und Aufgabe des Nomadentums.»

Sie lachte, aber es war ihr gar nicht zum Spaßen zu tun. Sie meinte es verteufelt ernst und sprach nur darum so leichtfertig, weil sie mit der ganzen Sache eben nicht leicht fertig wurde.

Was sie am meisten bedrückte, verriet sie mir erst ein anderes Mal, an einem strahlend schönen Wintertage, als wir bei einer Skitour auf dem Galferbühl ausruhten und ins Rheintal sahen.

«Dort unten hätte ich schon wissen sollen», sagte sie, «daß es nichts mit Georges Dewalter war. Er war ein Nomade und ich hatte das schon überwunden. Warum sonst hätte er diese Adeline behalten? Heutzutage, wo man sich so leicht scheiden lassen kann!»

Sie war sehr erbittert. Unbarmherzig ging sie mit Dewalter ins Gericht. Sie mußte sich das endlich einmal vom Herzen reden.

«Du mußt doch selbst zugeben, daß man diese Weiber nur als Vorwand behält, um immer wieder mal ‚mit Recht' ausreißen zu dürfen. Und wer weiß, ob ich nicht das heimliche Bonbon im Pult war, mit dem sich der Schuljunge nach getaner Arbeit selbst belohnt. Aber dieser Schluß, nein, mein Junge, das war denn doch zu stark!»

Wie konnte ich ihr widersprechen? Sie litt noch zu sehr unter der ganzen Sache, und mit erstaunlicher Offenheit sagte sie selbst, es kränke ihre Eitelkeit, sich beinahe «weggeworfen» zu haben.

«Der Held war eben doch kein Held», sagte sie, «sondern ein Schwindler. Darum paßte Adeline auch ausgezeichnet zu ihm.»

«Der Held war kein Held? Fiore — du täuschst dich, du bist ungerecht. Das wird sich schon noch herausstellen.»

«Gut», sagte sie, «wenn du eine andere Lösung findest, darfst du sie mir verraten. Dann will ich meine Meinung revidieren. Vorher aber nicht.»

«Einverstanden!»

Sie sah mich an, als ob sie mich auf Herz und Nieren prüfen wolle, und ich dachte an Georges Dewalter. In der Nacht auf dem Zauberberg hatte er mich genau so angesehen.

Da war also noch etwas, das diesen beiden Menschen gemeinsam war. Sie wollten nicht belogen werden. Er nicht und sie nicht. Beschwindeln durfte ich sie nicht. Und dann gab sie mir einen Auftrag.

«Bring mir ein echtes happy end», sagte sie, «und vor allem — vergiß ja nicht: das Rätselwort heißt Adeline!»

*

Adeline?

Hieß das Rätsel wirklich so?

Lange suchte ich, über Adeline zu einer befriedigenden Lösung zu kommen.

Das ging nicht, und erst als ich den Journalisten «pur sang» traf, merkte ich, ich war auf dem falschen Weg gewesen. Mittlerweile war ich zwar auf dem Gebiete Adeline schon so etwas wie ein Spezialist geworden, und heute bin ich geradezu so weit, daß ich über Adeline mehrere solid fundierte und unendlich aufreizende Romane schreiben könnte, die mir allerdings den unversöhnlichen Zorn der Spezies eintragen würden. Denn Adeline ist eine Spezies. Das kann ich natürlich nicht riskieren, und so will ich mich auf einige ganz allgemeine Angaben beschränken, die keine Adeline je auf sich beziehen wird, denn es liegt im Wesen der Adelinen, Verallgemeinerungen nie auf sich zu beziehen. Sie halten sich durch die Bank für etwas ganz Einmaliges und sehr Kostbares.

Lohnt es sich aber wirklich, von Adeline zu sprechen?

Es lohnt sich nicht.

Das besorgen die Adelinen untereinander. Ich will lieber von Georges Beziehungen zu ihr reden. Das scheint mir wichtiger zu sein. Er war auf sie hereingefallen, wie besonders nette Männer gewöhnlich auf eine Adeline hereinfallen.

Sie war einmal sehr hübsch gewesen, eine jener zierlichen Töchter der Fischweiber vom Vieux Port zu Marseille, die mit ihrem sanften Wesen alle ahnungslosen, jungen Männer bezaubern. Er hatte sich unerhört viel von ihr versprochen und war wahrscheinlich wie vor den Kopf geschlagen, als er allmählich begriff, was sie war. Bis es dazu kam, vergingen jedoch einige Jahre, während derer es ihm noch nicht besonders gut ging.

(Schluß folgt)

Als 1868 Krieg in Abessinien war . . .

Schluß von Seiten 1236 und 1237

Diese Annahme trog ihn nicht. Sein relativ leichter Sieg über Theodor II. und die Einnahme von Magdala ist zu einem großen Teil auf das Konto der abessinischen Uneinigkeit zu schreiben. Am 13. April 1868 stürmten Napiers Truppen Magdala. Die ersten in die Stadt eindringenden britischen Soldaten stießen auf die Leiche Theodors II., der, nach römischer Art sich in sein Schwert stürzend, Selbstmord verübt hatte, um der Gefangenschaft zu entgehen. Napier zerstörte die Stadt von Grund auf. Ihre 30 000 Einwohner mußten ausziehen. Das Expeditionskorps kehrte an die Küste zurück. Es folgten in Abessinien vier Jahre großer Zerrissenheit und Verwirrung, bis sich 1872 Ras Kasei von Tigré als Johannes I. zum Negus Negesti krönen ließ.

Die Holzschnitte, die wir da zeigen, sind keine Phantasiegebilde, sondern wahrheitsgetreue Dokumente, angefertigt von Augenzeugen, die an dieser Expedition als Offiziere teilgenommen haben. Das erhabene Zeitalter der Photographie lächelt vielleicht über solche Bilder und fordert moderne Sachlichkeit. Dennoch besitzen diese Dokumente den Vorzug der Lebendigkeit gegenüber dem bloßen Lichtbild. Sie sind aufschlußreich und wirken fast rührend durch ihre Naivität. Obschon sich die Verhältnisse in dem damals noch unberührten Land in mancher Beziehung mächtig verändert haben, dürften die Erfahrungen jener Zeit auch in dem gegenwärtigen Konflikt von Bedeutung sein.

PKZ ist bereit!

Die Auswahl flotter, guter und vorteilhafter PKZ-Kleidung für Herbst und Winter ist in allen Filialen vollständig.
Elegante PKZ-Anzüge Fr. 48.- 58.- bis 170.-
PKZ-Wintermäntel Fr. 48.- 58.- 68.- bis 190.-

BASEL · BERN · BIEL · LA CHAUX-DE-FONDS · GENÈVE · LAUSANNE · LUGANO · LUZERN · NEUCHATEL · ST. GALLEN · WINTERTHUR · ZÜRICH 1